

Runkasische Post

Erscheint 2-mal wöchentlich:
am Donnerstag und am Sonntag.

Bezugspreis: 30 Abl. für 1 Mt. Anzeigen:
die 3-mal gepaltene Kleinzeile auf der ersten
Seite 4 R., auf der 4. Seite 3 R.

Abgabe d. Redaktion u. d. Geschäftsstelle: Kirchstr.
(Kroftschaja), 27, neben der deutschen Bibliothek.
— Geschäftsstunden (außer an Sonn- u. Feiertagen)
von 11—1 Uhr vorm. (zu fragen nach W. Bauer).

№r. 22. Donnerstag, den 18. März 1920. 12. Jahrgang.

Herzliche Danksagung allen für die Teilnahme die uns erwiesen wurde bei der Bestattung unseres Kindes.
Berta u. Karl Wills.

■ ■ DEUTSCHES HAUS. ■ ■
Sonnabend, d. 20. März:
Grosser Charaktertänze - Abend.
Aufgeführt werden: Mätolet, Tiroler, Juden, Polnischer, Orientalischer, Spanischer, Chinesischer, Salon- und andere Tänze.
Im Anschluss: **Allgemeiner Tanz.**
Anfang 8^{1/2} Uhr abds. Eintritt 20 Rbl.
Eine Wärterin (deutsche)
wird gesucht zu einem siebenmonatlichen Kinder-Rekommandationen sind erwünscht. Adresse: Lynggatan 47 kb. 1.

Zur politischen Lage.
Der Kommissar für auswärtige Angelegenheiten des Sowjet-Auslands, Tschitscherin, ist nach wie vor befreit, die Regierung Georgiens in gleicher Weise wie die Regierung Abchasens durch weiterläufige Funkprüche zur Ansicht zu bekehren, daß es in ihrem eigenen Interesse liegt, an dem russischen Bürgerkrieg teilzunehmen, natürlich seitens der Bolschewiki. Obgleich Denikin von diesen längst schon als abgetan betrachtet wird, also keine zwingende Notwendigkeit mehr verspürt, Bundesgenossen gegen ihn zu werden, am allerwenigsten diesseits des kaukasischen Hochgebirges, d. h. in so weiter Ferne, unter so erheblichen räumlichen Schwierigkeiten, erneut nämlich „Spionebanden“ in einer abemaligen Note an die georgische Regierung (vom 29. Februar) sein Liebeswerben um die widerstandsfähige Republik, die wohlweislich nicht im geringsten Laß verspürt, auch nur einen ihrer Söhne, dem bolschewistischen Eigenmus oder Imperialismus, als welcher er der Entente gilt, zu opfern. Tschitscherin schlägt sich dabei vor die Brust und behauptet großsprecherisch, daß mit die Arbeiter- und Bauernrepublik Rußland ein wahres Bündnis für das Selbstbestimmungsrecht der kleineren Völker habe und daß alles, was im allgemeinen an Tataren angeht, durch die das Gegenteil beweisen „auf Verleumdung beruhe“. Die „anderen“, allen voran das Deutschland vor dem Zusammenbruch, hätten Georgien gegenüber nie etwas im Sinne gehabt, was den breiten Massen der hiesigen Bevölkerung erschrecklich gewesen wäre; die Gabschut sei das einzige Leitmotiv ihrer Handlungen gewesen bezw. sei es bis auf den heutigen Tag; dazu das unbändige Verlangen dieser „Extraktionäre“ und „Volksbedürftiger“, das „freie“ Ausland um das Glück zu bringen, eine Regierung zu besitzen, die sie die Moskauer Volkskommissare darstellen, denen nichts Schlimmeres vorzuschwebt, als die gesamte unterjochte Arbeiterschaft erschöpfen zu wissen. Und was wird nicht alles in der betreffenden Note Tschitscherins an die Adresse der deutschen Generale und Diplomaten vorgebracht, von denen die Regierung Sordanius und Ko. sich zunächst habe gängeln lassen!

Fürwahr, eine solche Regierung habe kein Recht, an der Spitze einer Demokratie, einer Volksherrschaft, zu stehen, denn sie ist ebenso „gegen-revolutionär“ wie ihre inderialistischen „Besitzer!“ Gnannt werden hier als solche außer Deutschland noch England und Frankreich, die aber nicht mit derselben Unerschlichkeit auf ihre „Unwürdigkeit“ untersucht werden wie erstere. Auch mit der Türkei soll die Regierung Sordanius und Ko. in der Zeit, gerade als die blutige Niederwerfung des baltischen Proletariats durch türkische Sendlinge und ihre Helfershelfer vor sich ging, freundschaftliche Beziehungen angeknüpft haben. Erödem klingt der Schluß der Note nicht abweisend, eher, wie schon gesagt, liebevoll, wenigstens schmeichelnd: „Die Räte-Regierung wolle aber nicht nach den Worten, sondern nach den Taten der Regierung Sordanius und Gogelschors, von denen das weitere Verhalten der Sowjet-Regierung abhängen wird.“ Die Antwort der georg. Regierung auf diese Note wird selbstverständlich, wie die auf frühere Noten Tschitscherins, in dem Sinne sein, daß Georgien ein Staat, der die „Neutralität“ als den Grundpfeiler seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit erachte, sich nicht gemüßigt fühle, den Akerbieten der Moskauer Regierung Gehör zu schenken. — Dem georgischen Truppen ist von englischer Seite das Verbleiben im Balmuer Gebiet gestattet worden. — Der Balmuer Gen.-Gouverneur Cosl-Collis ist in Tiflis eingetroffen und hat am 16. 8. dem georg. Minister des Äußeren seine Aufwartung gemacht. — Die Erfolge der Bolschewiki im nördlichen Kaukasus mehren sich. Die Stationen Tschikostaja und Kowkassaja (125 Werst südlich von Zhetarindobar) befinden sich bereits in ihrer Hände. Besatzung von Stawropol sind Angriffe der Kubanischen resultlos verlaufen. 70 Werst südlich von Jekel bedrängen die B. die „Freiwilligen“ aufs nachdrücklichste. Von Patigorsk sind die Sowjet-Truppen nur noch 50 W. nördöstlich entfernt. Die Lage Denikins gilt als „überaus kritisch“, und erscheinen daher Mittelungen aus privater Quelle über Konzentrierung Jekaterinobars und Noworossijsk, einschließlich des Militärs, des Kriegsmaterials und der Vorräte an Lebensmitteln, wie sie durch die deutsche (tisiser) Presse verbreitet werden, keineswegs absonderlich. Freilich, die hier weisende Kosaken-Deputation bezeichnet diese Mitteilungen als „nicht der Wahrheit entsprechend“, aber „wo Rauch ist, ist auch Feuer“, und daher ist anzunehmen, daß der Werrauf, ebenfalls nicht ganz der Wahrheit entspricht. Außerdem heißt es, daß die Kuban-Kosaken kampfmüde seien und mit Bestimmtheit auf die völlige Beibehaltung ihres Landes durch die Bolschewiki rechnen, ein psychologischer Vorgang, der nicht selten während der Kriegszeit vorkommt. Der Widerstand der Terek-Republik dürfte auch nicht ernst zu nehmen sein, da die Gebirgsbewohner (Tschetschen, Dscheten u. a.) nicht geneigt sein sollen, mit den Kosaken gemeinschaftliche Sache zu machen, vielmehr Sympathien für die B. hegen, die sie im Zusammenhang mit der panislanischen Bewegung nur mal als ihre Bundesgenossen betrachteten. Für Georgien erwächst aus der Unsicherheit des nordkaukasischen Volkswerts gegen den bolsch. Andralle geistigerweise eine neue, nicht zu unterschätzende Gefahr, die abzuwehren sich schwerer halten könnte, als es mit der Denikin-Gefahr der Fall war. Letzter wird davon abhängen, wie sich Abchasien in der für dasselbe so heißen Angelegenheit weiterhin verhalten wird. — Während man sich in London und Paris den Kopf darüber zerbricht, wie die Erfüllung des Versailler Friedensvertrages durchgesetzt

werden sollte, ohne daß dabei ganz Europa aus den Fugen ginge, hat in Deutschland, wie ein franz. Funkpruch meldet, ein politischer Umsturz stattgefunden, dessen Folgen nicht abzusehen sind. Eine neue Regierung hat sich konstituiert, an deren Spitze Dr. v. Rapp und General v. Witttow stehen sollen. Die Nationalversammlung sei von ihr aufgelöst worden. Die Regierung Ebert, Bauer und Kossel befinde sich gegenwärtig in Dresden, vor wo sie die Arbeiterchaft zum allgemeinen Aufruf anzureise. Den interalliierten Kontroll-Kommissionen in Berlin soll v. Witttow absolute Sicherheit garantiert haben. Es handelt sich hierbei offenbar um einen Versuch, die monarch. Ordnung wiederherzustellen. Die Befähigung dieser seniarionellen Nachrit ist abzuwarten. — Im vorigen Jahre ist bereits ein „Österreichisch-Deutscher Reichsbund“ gegründet worden als Gesandtschaftsorganisation aller Kräfte, die an dem Gedanken festhalten, daß die Vereinigung Deutsch-Österreichs mit dem Deutschen Reich das Ziel der natürlichen Entwicklung ist. Aufgabe der Organisation soll es sein, das allgemeine Verständnis für die deutsche Einheit zu vertiefen. Außerdem gilt es, den in Deutschland lebenden Deutschen aus Österreich, Böhmen, Mähren und Schlesien und aus dem westlichen Deutschland den Besitz ihrer Rechte im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten zu sichern. In Berlin hat bisher der „Österreichisch-Deutsche Arbeits-Ausschuss“ in dieser Richtung gewirkt. Auf der Grundlage seiner Arbeit und im Gefolge des Reichsbundes wird nun von einer Anzahl gleichgerichteter Körperchaften der „Österreichisch-Deutsche Volksbund für Berlin und das nordöstliche Deutschland“ ins Leben gerufen. Der Volksbund soll ohne Unterschied der politischen Gesinnung Reichsdeutsche und in Deutschland lebende Deutsche aus dem ehemaligen Österreich-Ungarn zusammenfassen. — Unter der Überschrift „Immer wieder die Vereinigung mit Deutschland“ meldet der „Tages“ aus Wien vom 16. Februar, daß auf dem Provinziallandtag in Salzburg wieder die Vereinigung mit Deutschland verlangt wurde. Verschiedene Redner sprachen in diesem Sinne, worauf der Beschluß gefaßt wurde, die größte Anstrengung zu machen, um die Vereinigung Deutsch-Österreichs mit Deutschland, dem wahren geistigen und moralischen Vaterlande, zu erlangen.

Deutschland, hilf dir selbst!
Von Dr. Bernhard Dernburg.
(Fortsetzung.)
Unsere Stellung im Wirtschaftsleben der Welt ist zurzeit sehr gering. Der Goldwert der Mark von etwa 9 Pfennig ist der Ausdruck der Tatsache, daß nach Meinung des Auslandes Deutschland nicht imstande sei — weder jetzt, noch in Zukunft — seine Papiergeldschulden, sei es in Gold, sei es in Waren, zum Weltmarktpreis einzulösen. Bei dieser Ansicht vom deutschen Wirtschaftsleben haben wir als Reich keine, als deutsche Privote nur zu den erschwerendsten Bedingungen Kredit. Wir müssen daher, wie alle kreditlosen Personen, unsere Pfüge aus dem Auslande alsbald bald bar bezahlen, und da wir über unsere — übrigens nur geringen — Goldbestände ohne Einwilligung der Entente nicht verfügen können, wird von uns die Zahlung in Sachgütern, wie Rohmaterialien und Waren, Aktien und Grundwerten u. s. w., verlangt. Bollen wir aber vermeiden, daß der deutsche Grund und Boden und die deutschen Produktionsstätten in Auslandshände übergehen, so müssen wir Waren schaffen, wie sie

das Ausland nimmt. Gerade, daß wir das nicht in dem Umfang tun, wie es nötig ist, um unsere Einfuhr zu decken, ist der Grund für den Schwundwert unserer Geldzettel.

Auch in dieser Beziehung haben wir es schwerer als die anderen Völker. Der Friedensvertrag gibt unseren Gegnern eine erste Hypothek auf das Eigentum des Reiches und auf die deutsche Steuerkraft. Die Schuld, für welche diese Hypothek bestellt ist, liegt in ihrer Gesamtsumme nicht fest. Nur so viel wissen wir, daß sie so enorm sein wird, daß Generationen deutschen Fleisches an ihr abzutragen haben werden. Solange aber nicht feststeht, wieviel wir jährlich zu zahlen haben, d. h. wie hoch die deutsche Steuerleistung angespannt werden muß, unterliegt die Kreditfähigkeit unseres Reiches und seiner Bürger schwerem Zweifel. Es ist eine tödliche Verkümmis unserer Regierung, daß sie die Zeit für die Verhandlung über eine Höchstbegrenzung dieser Schuld ungenützt hat verstreichen lassen; sie ließ vier Monate nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages ab. Weiterhin haben wir unter den Nachbarn unserer Feinde und dem Unverständnis und der Untreue vieler unserer Volksgenossen schwer zu leiden gehabt; durch das Loch im Westen sind in sechs Monaten von Antwerpen im Kaufversteig von 16 Milliarden Mark für 13 Milliarden reine Luxusgütermarkt eingeleitet worden, ohne daß man wußte, wie sie endgültig zu bezahlen seien, denn die Ausgabe von Markzetteln, die bereits doch wieder nur in Waren endgültig eingelöst werden können, stellt eben keine Bezahlung dar. Weiterhin aber müssen wir die wichtigsten Rohstoffe und Fabrikate, aus denen wir früher viele Kaufkraft zogen, als Kohlen und Eisen, auf Rechnung der Kriegsschädigung ohne Entgelt abtreten, und auch die Handelsflotte, die in der ganzen Welt Frachten verdiente, mit denen man Antwerpen bezahlte konnte, ist uns entzogen. Schließlich, und das ist die Hauptursache, das Ausland hat noch nicht genug Vertrauen in den Bestand unserer Einrückungen, d. h. in unsere nationale Entwicklung. So lange aber, bis deutscher Auslandskredit nicht in höherem Maße lehnt, kann selbst bei bestem Willen unsere Wirtschaft nicht in Gang kommen, weil uns die für die Produktion nötigen Rohstoffe und die für unser Leben unentbehrlichen Nahrungsmittel nicht geliefert werden können.

Der Entente hat sie uns ja in allgemeinen Umrißen verschrieben; aber kann sie die Forderung halten? Auch bei ihr steht es ökonomisch nicht zum besten aus. Amerika, als das reichste Land unserer Gegner, ist deren Haupthoffnung für die eigenen Bedürfnisse. Seine Baluta steht einigermaßen fest. Aber wie steht es mit England aus? Der Pfundwert gilt zurzeit etwa nur noch drei Viertel seines Geldwertes, die englische Handelsbilanz ist stark passiv, und doch hat es Frankreich eine neue Anleihe machen und ihm gemeinsam mit England die Zinsen stunden müssen. Der Franzose ist etwa auf die Hälfte und darunter seines Nominalwertes gesunken. Englands und Frankreichs Kriegsschulden sind jede für sich nicht viel geringer als die Deutschlands. Die privaten Kreditverpflichtungen Frankreichs nach dem Anlande haben eine unheimliche Höhe, und die italienische Baluta bewegt sich um 40 Prozent herum. Daß diese Länder nicht viel helfen könnten — selbst wo sie wollten — ist wenig wahrscheinlich. Und der Osten und unsere früheren Bundesgenossen — da ist erst recht das reine Chaos. Ich habe von jeder die Ansicht vertreten, daß diese ausgearbeitete ökonomische Welt nur durch eine großzügige gegenseitige Kooperation wieder einigermaßen ins Geleise kommen könnte. Als ich im Frühjahr 1918 eine große internationale Anleihe und Rohstoffzertifikate verlangte, gaben die „Zürner“ eine volle Schale Döbner über mich aus. Heute liest man es, auch in England anders. Aber wer ein Partner in diesem finanzwirtschaftlichen Völkerverbund werden will, muß zu Leistungen bereit und fähig sein. Diese Vorbedingung müssen wir uns selbst heraus-erkämpfen. Und wenn der Bund nicht zustandekommt, ist die Forderung um so dringlicher.

Wir müssen viel und sicher produzieren. Wir können das nur in einigermaßen geordneten Zuständen. Also müssen wir unter allen Umständen unsere demokratische Staatsform, als die einzige, auf die sich die Mehrheit der Deutschen vereinigen läßt, aufrechterhalten. Unsere Produktion muß sich auf das Lebensnotwendige konzentrieren. Entsprechend unserer Armut müssen wir sparsam sein und dem sinnlosen, rein materiellen Luxus, den nicht nur die Wohlhabenden treiben, sondern der besonders auch bei den Handarbeitern herrscht, wo er ganz anders zu Buch schlägt, entsagen. Unser unnützer Verbrauch geht zurzeit in viele Milliarden jährlich. Soweit wir können, müssen wir vom Ausland unabhängig werden. Das wichtigste Gebot dafür ist die Lebensmittelherzeugung. Deshalb muß ein vernünftiger Ausgleich mit der Landwirtschaft sich finden, welche im Moment der Verteilung durch Industrie, Städte und Parkonumenten ist nicht überall gerecht und billig. Wir können ihren Forderungen nicht in allem folgen, aber auch ihr das Gefühl der nationalen Solidarität einzufloßen und entgegenzubringen, ist eine der wichtigsten Aufgaben. Sodann müssen wir industriell planmäßig produzieren und so günstig wie möglich exportieren. Die hierbei gebotene Baluta muß der Gesamtheit zugute kommen. Dazu gehört also vor allem Arbeit, Arbeit für die Landwirtschaft, für die Industrie, für die freien Berufe. An Absatz wird es in einer leergekauften Welt für absehbare Zeit nicht sein.

(Schluß folgt.)

Befreiung und Auslieferung

In einer Abhandlung von Dr. E. H. ... über obiges Thema, erschienen im Januar d. J., sind Betrachtungen enthalten, die auch heute ein gewisses Interesse beanspruchen dürfen, und daher hier im Auszuge wiedergegeben seien:

Wir hatten noch in den letzten Wochen des Jahres 1918, trotz des jähren Zusammenbruchs unseres ganzen staatlichen Apparates, über 1 1/2 Millionen Gefangene über unsere Grenzen zurückgeschafft und hielten nichts für selbstverständlich, als daß nun auch unsere eigenen Söhne und Brüder, die während des jahrelangen Ringens den Gegnern auf allen Fronten in die Hände gefallen waren, sehr bald die Freiheit wiedersehen müßten. Hatten wir auch im Waffenstillstandsvertrag ausdrücklich auf diese Gegenseitigkeit in dieser Frage verzichtet müssen, so konnten wir uns doch unmöglich vorstellen, daß die Verhandlungen über den Friedensschluß sich bis in den Hochsommer des Jahres 1919 hingezogen, und erst recht nicht, daß die Franzosen darauf noch weitere drei Monate brauchen würden, um den Frieden von Versailles durch Ratifizierung und Senat zu bringen. Erst mit der Ratifizierung des Vertrages, hieß es, würden sie unsere Gefangenen freigeben. Daß darunter der letzte formelle Akt des Friedensschlusses zu verstehen sei, den wir erst jetzt, am 10. Januar des Jahres 1920, erlebten durften, das wollte dem armen deutschen Volke lange nicht in den Sinn. Wohl kamt England und Amerikaner uns in der zweiten Hälfte des Jahres 1919 einen Schritt entgegen, indem sie ihre Gefangenen aus Guade und Darmherzigkeit freigaben, die Franzosen aber beharrten mit unangenehmer Grausamkeit auf ihrem Seelen, und alles Bitten und Flehen, alle Vorstellungen und Eingaben blieben unisonat. Ja, sie gingen sogar vielfach dazu über, die Güter, mit der unsere Gefangenen in den französischen Lagern von jeher behandelt worden waren, noch zu steigern und neben der physischen auch ihre seelischen Qualen mit einem Raffinement zu verschärfen, dessen Abwesenheit alles in den Schatten stellt, was menschliche Gebräue vorher jemals auf diesem Gebiet erfonnen haben. Die deutsche Regierung mochte sich so oft ihre Stimme erheben, der deutsche Volksmund in noch in gewaltigen Ringebungen nach Verbesserung schreien, der Elementare und die Seinen hören kaum noch hin, sondern blieben dabei, was unerbittliche Rücksicht ihnen einlag. Und um das Maß des Zimmers vollends zum Überlaufen zu bringen, hielten sie, als endlich neben Deutschland auch die drei Hauptmächten unserer Gegner den Versailles Vertrag ratifiziert hatten, plötzlich noch neue Zugabebedingungen auf, von denen widerspruchsvoller Genehmigung sie den endgültigen Austausch der Ratifizierungen abhängig machten. Darüber gingen abermals fast drei Monate hin, um die Freilassungsbearbeitung von über 400 000

Alte Herz und Gemüt.

Im Traum.

Es träumt wohl ein jeder in Schlafe der Nacht; Doch mancher mag träumen auch dann, wenn er wacht. Zum Beispiel ein Dichter, wenn etwas er reimt. So hat er's gewöhnlich erst wachend geträumt. Er träumte auch ich — war es böse, war es recht? — Einem Traum, den ich heute erzählen muß möcht, Mir träumte, als hätte der gültige Gott Die Worte gefügt zu dem zweiten Gebot: „Du sollst auch den Namen vom Bauersmann Nicht unnütz mehr führen im Leben fortan, Und wer noch mißbraucht diesen Namen so sein, Soll gleichfalls in Zukunft nicht ungekrant sein.“ So träumt ich; und wenn ihr „Was ist das?“ nun fragt, So folgendes Verschieft ins Obere euch gesagt:

Wo Anecht und Rago und Weib und Kind Nur bei-er Wichtigkeit heilig sind, Und Hof und Teme, Stall und Haus — Ein Kind des Staumes, wirt und frau, Und wo der halberbrachnem Nlag Zu halbererem Baum und Jug Ein halberungertes Schwam Raum gehn, geschweige sieben kann, Und bald darauf — o, schaut nur hin! — Welches die schönsten Blumen blühn, Und wo, wenn man nur mäßt und kriecht,

Man Durst und Gram mit Brantwein lücht Und selbstverständlich, sich zum Schlup Auch noch den Derschein borgen muß: — Fürdahr, ein Bauer dort regiert, Der diesen Namen unnütz führt, Und ganz gewiß, den strah sein Gott Sehr bald mit volligem Vantrott — War schad' auch um das schöne Land, Dieses lange noch in solcher Hand.

(Eingefandt von A. S. Alexanderhoff.)

Halbmaht gesaggt

Eine nordische Gedicht von Manfred Ryber: Charlottenburg.

Es gibt Menschen, an denen die Sonne vorbeig, grad' dann, wann sie nicht vorbeigehen sollte — in der Jugend — und solche Menschen pflegen dann später ihrerseits an der Sonne vorbeigehen, als an etwas Unbekanntem, von dem man nicht weiß, was man daraus machen soll. Wenn aber jemand von der Sonne spricht, dann fächeln sie etwas ratlos und verlegen, wie wenn man einen Abzugsmangel an sich entdeckt hat und ihn nicht gern zugehen möchte. Und dann geht sie angüht und schnell auf was anderes über. Das ist dumm von ihnen, aber es ist auch traurig und es ist schwer zu sagen, ob es mehr dumm oder mehr traurig ist. Wahrscheinlich ist es beides. Jedenfalls sein sie die Sonne nicht und ich so, als ob sie

gar nicht auf der Welt wäre, auch wenn ihnen der goldne Schein geradezu durch die Fenster lütel. Er muß eben schon in was anderes fallen, als nur ins Fenster.

Sein Name war Fred Ryber, der in dem kleinen Fischerdorf nicht weit von Korfik wohnte, an der Küste von Seeland, wo der große Belt seine blauen Wellen ans grüne Ufer treibt und wo nichts das Leuchtfeuer von Bard seine stundenlechte Lichter über die ausgehauenen Riese und die hohen Dächer der Dörfer wirft. Alsborg hieß das Nest und es war ein ganz richtiges Nest, wie jeder genau wußte; wer am Morgen aus den Fenstern gucken würde, wenn sich die grünen Ähren auflisten, die Dämme krüben und die Mädchen zum Brummen gingen. Das heißt, Fred Ryber wohnte eigentlich nicht im Dorfe selbst, sondern in der Höhe. Ein kleines, einjames Haus dicht am Strande war es, worin er wohnte, und er hatte es gekauft mit allem, was drauf und dran war, mit dem keinen Garten, wo die Sonnenblumen ihre gelben schweren Köpfe über den Baum hängen ließen, und mit der kleinen, niedlichen Wandungsbrücke, die ein ganzes Stück weit in die See hineingragte und ganz weit geschrien war. Ein Jahr war es her, daß er hin eingezogen war, ganz allein, mit einem großen, grauen Kater, der graugrüne Augen hatte und dem geräucherte Fische über alles gingen. Sie mußten aber nur sanft geräuchert sein, ganz sanft, und durften auch nicht gesalzen sein, denn das beeinträchtigte nach des Katers Meinung das Aroma — kurz, so mußten sie sein, wie er's von Rosenhagen her gewohnt war, denn von dort war er mit Fred Ryber gekommen. Und wenn er so auf der

deutschen Männern verlängert wurde. Die Welt draußen hat sich in diesen Jahren des Krieges, der Revolution, des Waffenstillstandes und des „Friedens“ an die ungeheuerlichsten Dinge gewöhnt, als wären sie Alltäglichkeiten, über die nicht viel Worte zu machen sind. In der Verhandlung unserer Gefangenen haben die Franzosen aber in Deutschland eine Saat des Hasses ausgestreut, von der zu hoffen oder — je nachdem — zu fürchten ist, daß sie niemals vergehen wird. . . . Wer die schmachtvolle Denkart der Franzosen an eigenen Leiden so sinnfällig erprobt hat wie diese viermalhunderttausend deutschen Volksgenossen, der wird durch nichts in der Erkenntnis irren zu machen sein, daß eine unüberbrückbare Kluft des Denkens und Fühlens diese beiden Völker trennt, und daß, wenn es noch eine Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden gibt, den Franzosen einmal hergelassen werden wird, was sie an unseren Gefangenen getan haben. . . . So schrecklich es ist, so müssen wir doch jetzt auf das ernstlichste davor warnen, eine glatte Abwidlung der Gefangenentransporte für selbstverständlich zu halten. Wer die französische Verwaltungsarbeit kennt, der weiß, daß das Gegenteil von Ordnung und Promptheit bei ihnen lazeschlechtig ist, und wer die widerwärtige Häufung von Verdrehungen, von Bosheiten und Verleumdungen beobachtet hat, die sie als Vorwand benutzten, um immer wieder mit neuen Forderungen an uns heranzutreten, wer schließlich die ruflose Willkür am Werke sieht, mit der sie in den besetzten Gebieten Rechtsbruch auf Rechtsbruch häufen, ohne sich darin durch unsere Einsprüche auch nur im geringsten stören zu lassen, der wird wissen, was wir in den nächsten Monaten von ihnen zu erwarten haben. *)

Doch nicht genug damit. Zum Auslöser gegen die Menschen, die er nun aus seinen Krallen herauszulassen beginnen muß, stellt der Feind an uns das Ansehen, ihm andere deutsche Männer in seine Verliese zu liefern, denen er wegen angeblicher Kriegsverbrechen den Prozeß machen will. Soweit ist noch von Freude über die Heimkehr unserer Gefangenen aus jahrelanger Knechtschaft die Rede sein kann, soll sie getrübt und geschnitten werden durch die schmachvolle Zustimmung, die jemals einem großen Volke gestellt wurde. Allerdings der unzeitige Auslieferungsparagraph ist von der deutschen Regierung mit Zustimmung der eben so deutschen Nationalversammlung genehmigt worden. Aber jetzt, wo es an seine Ausführung geht, sieht sie selber, wie Unmögliches sie damit übernommen hat, und gibt gewiss gern manche ihrer geliebten „Ertrungensschätze“ dafür her, wenn sie in irgendeiner Form von

*) Nähere Mitteilungen über den Gefangenentransport haben sich im vorigen noch aus. Es bleibt somit abzuwarten, inwiefern diese Befürchtung sich bewahrheitet hat oder nicht. — Die Schrift.

Heimkehrer sah, die Hosen hübsch zusammengeklappt, und Nachmittagsruhe hielt, dann dachte er wohl an Kopenhagen zurück, an das alte, hüßere Pariserhaus, dessen hüßere Front mit den vielen vergangenen Heimgängen sehr vornehm nach Amalienborg zu lag. Aber hier war's besser. Dort konnte man sich auf eine Heimgängerbank nach der anderen legen, man trug keine Sonnen- und im ganzen Danze noch's nach Norder und es war still und langweilig — nur der Holzwurm tückte in der Fädelung oder eine Maus ruschelte eilig unter einer der allen reichgeputzten Tragen. Aber wer sang in dem Alter noch Mäuse? Käherlich! So hübsch war er schon damals nicht gewesen — und wenn man frohlockt war, in dem Hause gab sich das bald. So war es ganz gut, daß Fred Ryndt das alte Haus verkaufte, als er nach dem Tode der Eltern zurückblieb und hierher gezogen war. Fred Ryndt freilich hatte das Haus nicht darum verkauft, weil der Vater das für vernünftig hielt, sondern weil er es nicht mehr sehen mochte, das Haus nicht und auch Kopenhagen nicht mehr. Er war eben unerschenbar, wie die paar Verwandten meinten, mit denen er noch gesegnet war, und merkwürdig war er dazu. Das war er als Kind schon gewesen und das hatte man schon damals an ihm nicht finden können. Als Student wurde er's noch mehr und schließlich sang er noch an zu schriftstellern, was ja bekanntlich der Gipfel der Verdorbenheit ist. Ja, es gibt wohl verdröhte Leute, sogar in Kopenhagen, wo alle sonst so vernünftig auf der Rangen Linie spazieren gehn. Zu alledem aber hatte Fred Ryndt noch einen „Knacks“ bekommen, wie die Leute sagten, und die Leute lachten sich

dieser Verpflichtung wieder freikommen könnte. Aber auch hier bleibt der Feind unerbittlich, und er weiß wohl, warum er dem deutschen Volke diese äußerste Schmach nicht erlassen will. Was ins Innere unserer nationalen Selbstgefühls sollen wir getroffen, für Zerk und Ewigkeit mit dem Brandmal der Schande, des Verrats an den besten Führern unseres Volkes entehrt und überdies von neuem in einen Strudel schwarzer Parteidämpe hineingerissen werden, der unsere Selbsterlösung bis zur Selbstausslösung steigert. Nach allem, was wir erlebt haben, darf Herr Clemenceau hoffen, daß das deutsche Volk ihm auch diesen letzten Gefallen erweisen wird — wenn nicht ein Wunder geschieht, auf das wir in äußerster Not und Verzweiflung zu hoffen noch nicht aufhören wollen. **)

Befreiung und Auslieferung! In ihrer wohlberechneten Verknüpfung kennzeichnen sie so recht den Zustand, in den dieser Frieden vom 10. Januar 1920 uns versetzen wird. Der Krieg haben wir verloren, weil wir aus nationaler Geschlossenheit zu früh, allzufrüh in Bruderkrieg und Parteihader zurückfielen. Den Feinden, wie unsere Feinde ihn uns bereitet haben, werden wir nur überwinden können, wenn wir uns in absehbarer Zeit wieder zu Gemeinsamkeit und opferbereiter Staatsgenügnung zurückfinden. *

Der Kampf der Franzosen gegen die deutsche Kultur.

Von Arthur Vein (Zürich).

II.

Die Überlegenheit der deutschen Kulturkraft zeigte sich während des ganzen Weltkrieges, und nicht nur in der bewundernswürdigen Organisationsfähigkeit des deutschen Volkes, sondern auch in seiner gesamten Wissenschaft, Industrie und Technik, welche es mit einer wohl nach nie dagewesenen Schnelligkeit, Sicherheit und Zweckmäßigkeit den aus dem Kriege und aus der Kriegsnöte entstandenen Bedürfnissen anzupassen mußte. Kein anderes Volk der Erde hätte einer so großen Zahl von wohl gerüsteten und mit allen Hilfsmitteln versehenen Feinden vier Jahre lang standhalten können. Während des Krieges mußte die Mut der Franzosen von Jahr zu Jahr, und nicht nur der deutschen Siege wegen, sondern weil sie einzusehen mußten, daß deutscher Geist und deutsche Schaffenskraft unerschöpflich sind. Man muß in jenen vier Jahren französische Zeitungen gelesen haben, um den wahren Haß und Groll in seiner ganzen Tiefe gemessen zu können. Was das französische Volk, selbst Generale nicht ausgenommen,

*) Bekanntlich soll der Krieg nun doch nicht im Auslande, sondern in Deutschland selbst, in Vervins, verhandelt werden. — Die Schrift.

natürlich sehr darüber. Das kam, weil eine schöne Frau in sein Leben getreten war, die goed das hatte, was in den alten Haus nicht war. Die Leute aber, die das sahen, dachten sich ganz was anderes dabei, denn die Leute denken sich bei allem etwags. Das sollten sie nicht tun denn die Leute denken selten vernünftig und fast niemals groß. Und als die Frau nun wieder aus ihrem Leben heraustrat, weil die Dinge so lagen, wie sie nicht liegen bleiben konnten, da hatte er den Knacks weg. Ein andrer hätte ihn nicht gehabt, Gott behüte, so dum ist keiner, — aber er hatte ihn eben, denn er war ja immer so verdröht gewesen. So verkaufte er das Haus, was niemand begriff, aber auch niemand unangenehm empfand. Man lachte, wie bisher auch, und nachher, als er fort war, lachte man eben über was anderes in Kopenhagen, wenn man auf der Rangen Linie spazieren ging.

Nur dem Vater war das alles sehr recht gewesen. Zuerst waren die gedruckte Bücher allerdings nicht so, wie er das erwarten konnte. Seit aber Niels Jensen, dessen Frau täglich ins einsame Haus am Strande kam, um zu waschen und reinzumachen — seit also Niels Jensen in Erscheinung getreten war, ließ sich wirklich kein Grund zur Beschwärze finden. Niels Jensen sprach zwar sehr viel und trat fürchterlich laut auf und rauchte einen ganz gräßlichen Tabak, — aber seine Fische waren ganz so geduckert, wie man es wünschte, ganz faßlich und mild, und gar nicht gefalzen. Leute waren sie wieder exzellent geworden — Goldbutt hatte er gebracht. Und der Vater machte einen Budel an schnürte. . . .

genommen, damals im Schwaben gegen die Deutschen. Diese, übersteigt alle Grenzen des Anstands! In ihrer Wildheit taufen sie die Deutschen „Boches“, aber bis heute weiß kein Mensch, was dieses Wort bedeutet. Es ist eben eine Albernheit, die ihre Erfinder, aber nicht uns fernzeichnet. Als endlich nach vierjährigem, helbenmäßigem Kampf das deutsche Volk die Waffen niederlegte, so nur weil es der Übermacht und dem Druck der revolutionären Umwälzung weichen mußte. Weder die deutsche Volkstrait, noch die deutsche Kulturkraft waren gebrochen. Doch das übersehen die Franzosen in ersten Siegestrausch. Ich kenne die Franzosen seit meinen Jünglingsjahren, ich kenne ihre Sprache, ihr Wesen, ihre Literatur, ihre guten und schlechten Eigenschaften und weiß, wessen dieses Volk fähig ist, aber als nach dem Abschluss des Waffenstillstandes ganz Sibirien französischer Zettungen nach Züri kamen und ich eine nach der andern durchsah, mußte ich mir geleben, daß ich den Franzosen soviel Übertreibung nicht zugemessen hatte. Ganz Frankreich, aber besonders Paris, war aus dem Häuschen geraten, der Größenwahn hatte alle wie ein blühes Kieber erfaßt und alle, voran die politischen Federführer und Präfekten, hielten überspannte Reden von der Herrlichkeit und beispiellosen Größe des französischen Volkes und dem Untergange der verfluchten „Boches“. Der langjährige Abgott der Franzosen, Herr Clemenceau, überbot noch seine Landeskne in der Waislosigkeit, indem er, getrieben von unauflöslischen Deutschenhaß, ein ganzes Buch zusammenschreiben ließ, das er den „Friedensvertrag von Versailles“ benannte. Ob er dem französischen Volke damit Nutzen gebracht hat, wird die Zukunft lehren. Aber schon einige Wochen nach dem Abschluss des Waffenstillstandes wurde es in manchen Köpfen heller, und der Siegestrausch veranderte sich bei diesen Franzosen in Furcht, denn sie sahen ein, daß die deutsche Volkstrait nicht nur nicht gebrochen ist, sondern sich bald wieder entwickeln dürfte. Daher beschloßen sie, in allen Ländern, wo ihr Einfluß gilt, die deutsche Kulturarbeit zu verdrängen und auf jede Weise die Verbreitung der französischen Kultur und Sprache zu betreiben. In diesem Zweck wurden überall französische Vereine gegründet, die ihre Wirkamkeit mit hochtrabenden Lobreden auf die Vortrefflichkeit französischen Weisens begonnen haben, aber in Wirklichkeit nicht viel zu leisten vermögen, da die meisten dieser Kulturträger dem gewöhnlichen französischen Menschenstamme angehören, der — bei mangelhafter Bildung und geringem inneren Gehalt — der Oberflächlichkeit halbtig, mehr glaubt als arbeitet und sich einzig dem Genuße geistiger Getränke hingibt. Aber eben diese trippelnden und hüselnden Menschen haben sich in den Kopf gesetzt, daß sie nun in Europa die rechte Fische spielen und alle andere Bloß dazu da seien, um ihnen zuzusehen. So ger die französischen Zettungen sind nicht frei von dieser lächerlichen Selbstüberhebung und Selbstüberhebung, die jedoch nur Schwäche und Leere darunt. Alles ist nur lein da paule, Strobenner, das schnell aufstamm und erschließt. Wegen die deutsche Kulturarbeit wird die französische nicht einmal im Südosten Europas aufkommen, abgesehen sie sich dort augenblicklich sehr breit macht und von den vaterlandlosen Gelehrten, den Armetieren und zum Teil auch von den Straßenkätzchen bedeckt wird. Doch auch hier ist es nur ein Kulturakt. Man lese Konstantinowits Zettungen, und man wird sehen, was für Gemengsel dort den nach Kultur hungierenden Byzantinern von französischer Seite vorgelegt wird: Zingelangel, Lang, Lobreden auf Frankreich und wieder Zingelangel. In den Glaseländern hat die französische Kulturverbreitung einen hüßigen Anlauf genommen, aber dabei wird es im großen und ganzen bleiben, denn hier ist die deutsche Kultur die längst erprobte Grundlage des nationalen Fortschrittes, und kein Fische, Stomene, Arante oder Pole wird sich davon überzeugen lassen, daß ihm die französische Kultur mehr Nutzen bringen könne als die deutsche. Und Frankreich, welches sich vielen Jahrzehnten von der deutschen Wissenschaft, vom deutschen Erziehungsweisen und deutscher Arbeit befreit wird, sollte jetzt, nachdem es sich im Frankreichs und Englands willen ruinirt hat, sich nicht erst recht der deutschen Kultur zuwenden?

Sein Franzose oder Franzosenfreund wird die Beschäftigung und Gesehrhaftigkeit der französischen Kultur ableugnen können, und es wäre ein eitles Beginnen, in ihr noch eine reiche, befruchtende Kraft zu suchen. Nach 14 Monaten vergebliehen Bemühens, das deutsche Volk

Feiner Fortschrittsmittel zu berauben, und seine Schaffenskraft zu lähmen, sind die Ententemänner zur Einsicht gekommen, doch, wenn Europa vor dem wirtschaftlichen Ruin bewahrt bleiben soll, die deutsche und französische Industrie gehoben werden müssen. Diese Erklärung der Friedensmacher hat die Welt nur betrogen übersehen, weil sie von denen kommt, die bis jetzt hinsichtlich Deutschlands das Gegenteil verlangten. Viele, und nicht etwa nur Deutsche, lassen sich in die Fausl und frischen sich über das Armutsergebnis, das sich die Franzosen und Engländer jetzt selber ausstellen. Hiermit gesehen ist öffentlich zu, daß Deutsche land doch in Europa die größte Werkstätte war, und sein wird, und die größte Werkstätte ist es nicht nur in Hinsicht seines gewerblichen, sondern auch seines wissenschaftlichen Schaffens! Das „made in Germany“ (gemacht in Deutschland), welches die deutschen Waren mehrere Jahrzehnte hindurch als Empfindungsmarke trugen, war den Engländern längst ein Dorn im Auge; sie verlangten für englische Märkte seine Beseitigung, und „jest hind sie gezwungen, die grobarige deutsche Werkstätte ausbessern zu helfen, damit diese wieder die Weltmärkte mit Waren unter der Marke „Gemacht in Deutschland“ überschwemmen kann.

Man die Skandinavier, Holländer, Spanier, Italiener, Bulgaren, Serben, Rumänen, Griechen, Türken und schließlich alle Amerikaner wünschen diese „Überschwemmung“ sehr häufig herbei und werden in Zukunft auch deutsche Kulturmittel in noch bedeutenderer Menge beanspruchen als bisher, denn, wie gesagt, die deutsche Kultur hat die Feuerprobe überstanden und die Anerkennung, welche sie überall findet, kann auch der französische Neid nicht hinwegschwaben.

Aus dem deutschen Leben.

Katharinenfeld.

Recht ist Ihnen zwar wie drüben . . . Ja, recht haben beide Seiten — Lehrer und Bürger. Das Gehalt der Lehrer bedurfte einer Aufbesserung. Die Elternversammlung hat sich auch stets wohlgenigt gezeigt und wo erforderlich Zulage gewährt. Freilich war die Steigerung der Ansprüche der Lehrerschaft von jeder der wunden Punkt in unserem Schulwesen. Als dann noch die starken Kurschwankungen hinzukamen, wurde die Gehaltsfrage schärfer. Man einigte sich seinerzeit deshalb auch hinsichtlich der Höheren Elementarschule dahin, die Gehaltsfrage jede 3 Monate neu zu regeln. Im vorigen Sommer wurden hier die Naturalien zugesagt, im Herbst eine Geldzulage und jetzt im Januar wieder eine Zulage von 50%. — Während aber diese letzte Zulage in der Höheren Elementarschule beschlossen wurde, verhandelte man in der Elementarschule bereits wegen 75%. Die Eltern der Kinder in der Höheren Elementarschule lauten trotzdem zum Entschluß, das momentane Sinken der Weinpreise in Betracht ziehend, daß man nur soviel an Zulagen versprechen solle, als man zahlen könne, und so blieb man einstimmig auf 50% stehen. Diese Gehaltsaufbesserung nahm die Lehrerschaft der Höh. Elementarschule mit Dank an. Die Entscheidung der Angelegenheit beruhte eben auf beiderseitigem Einverständnis, d. h. der Eltern und Lehrer, und konnte daher in Gütz und Frieden erfolgen. — Schlimmer verlief die Sache bei den Eltern und Lehrern der Elementarschule, und der unparteiische Berichterstatter der „R. B.“ in № 17 ist entsetzt zu sein über die in kurzfristiger, wenn er die Angelegenheit bloß als einen „unliebsamen Vorfall“ bezeichnet. In Wirklichkeit handelt es sich um einen förmlichen Standal, mit Boykottierung der Kinder (zum Schluß)! Diesmal wollten halt beide Gegner mit dem Kopf durch die Wand rennen, wie aber bekannt, kommt hierbei nie was Gutes heraus. — Wenn der Schulrat es nicht wagte, vor sich aus entgeltlich zu beschließen, so hatte er aber dazu seine Gründe gehabt. Der erwähnte Gemeindefeßluß, im engeren Sinne — das Protokoll der Elternversammlung vom 18. I., worin leider etwas wackelig aufgebaut, und da unter der Menge schon Unzufriedenheit herrschte, so mußte die Gehaltsfrage vor die Gemeinde kommen. Diese Notwendigkeit trat unumkehrbar zutage, als ja aus der Gemeindefeß 50%, der Gehaltsausgabe der Schule bestritten werden. Bei der Gemeindeversammlung wurde die Gehaltsfrage vorgebracht. Die Bürger waren grundsätzlich nicht gegen die Zulage. Es wurden ihrerseits 50% vorge-

schlagen. Die Forderung der Lehrer aber war und blieb 75%, und sie wurde auch auf der G. B. von einem anwesenden Lehrer aufrecht erhalten, und zwar in einer Art und Weise, die der Sache mehr geschadet als genützt hat. Ebenso ging es wiederholt bei Elternversammlungen zu, wobei man sich gegenseitig direkte Belästigungen erlaubte. Die Abstimmung für 75%, ergab auf der G. B. nicht die Stimmenmehrheit, und so ging die Angelegenheit wieder zurück an die Elternversammlung. Die Lehrer wichen von ihren Forderungen nicht ab, obwohl man ihnen bis 60% anbot, und die Angelegenheit friedlich zu regeln. Die Schule wurde geschlossen. Der Streit war da und auch die Erbitterung bei den Eltern! Bei der letzten Abstimmung waren viele Eltern zur Versammlung nicht mehr erschienen; die neue Abstimmung ergab für 75% — 56 Stimmen und für 60% — 30 Stimmen. Die Sache blieb aber auch jetzt unentschieden, da die Versammlung nicht als beschlußfähig gelten konnte. Eigentlich haben das nicht-taktmäßige Verhalten und zu scharfe Meinungsäußerungen von beiden Seiten den Bruch herbeigeführt. Von Wiedervereinigung war keine Rede, denn es gab kein Vertrauen mehr zueinander. In der Folge schloß sich ein Teil der Eltern mit ca. 150 Kindern, als besondere Gruppe an die Höh. Elementarschule an, für welche dann neue Lehrer angestellt wurden. — Nun beginnt die zweite Hälfte der Geschichte. Wenn die Lehrerschaft der Elementarschule bis jetzt die ganze Angelegenheit auf eigene Hand umgegangen und alle Mittel angewandt hatte, um zum Ziele zu kommen, so wurde dieselbe auf einmal dem Vorsitzenden des Lehrerverbands übertragen. Dadurch aber wurden sämtliche Lehrer in Mitleidenschaft gezogen, und beschloffen die abgetrennten Kinder bis zum 1. September d. J. zu boykottieren, d. h. in Bonn zu tun. Den neuangestellten Lehrkräften wurde bekannt gemacht, daß die Stellen unter Boykott stehen. Wenn so ein Vorgehen vom Standpunkte der Lehrer und des Lehrerverbands auch der einzige Weg sein mag, sein soll, so diene es diesmal nicht nur nicht der Sache, sondern brachte noch mehr Aufregung in die Menge. — Da aber die Trennung im Oberichulrat der Gemeinde nun behoben ist, wollen wir hoffen, daß der Unterricht beider Gruppen ungestört bis zum Schluß weitergeführt werden wird. Das Nachzählen jedoch muß gelassen werden, denn wo zwei sich streiten, laßt der Dritte! — Unwillkürlich drängt sich einem aber die Frage auf, wenn man in Betracht zieht, daß die Gemeinde geriet war 57% Zulage zu geben, bei 1700—1800 Abl. und obenbrin die jährlichen Naturalien von 25 Hund Weizen, ebensoviel an Kartoffeln, dann Beleuchtung, Wohnung, ein gewisses Quantum Holz, — war da wirklich die weitere Zulage von 75% eine Lebensfrage, oder war es bloß Hartnäckigkeit? Konnte man der Gemeinde nicht entgegenkommen? Oder ist es vom moralischen Standpunkte richtiger, 130 Kinder in Bonn zu tun, wegen ein paar Rubelst mehr an Gehalt? Man könnte so etwas rechtfertigen, wenn sich die Bürger zu keinerlei Gehaltsaufbesserung hergegeben hätten. Wer wird wohl die Schuld dran tragen? Durch den „unliebsamen Vorfall“ kommt auch der Lehrverband in Mißkredit und seine Aufgabe wird in ein falsches Licht gerückt. Schuld sind, meiner Meinung nach, nur die Lehrergruppen, welche mit dem Lehrverband Versuche und Kraftproben veranlassen wollen. Als der Verband bei der letzten Lehrerkonferenz gerühmt wurde, hat wohl niemand daran geglaubt, daß er jemals als Waffe gegen die Bürgerchaft benutzt werden würde, nämlich wenn des einen oder anderen Forderungen nicht sofort ohne Widerspruch und in vollem Umfang erfüllt werden sollten. Wenn das nun die Art und Weise sein soll, mit den Eltern der Kinder und der Gemeinden zu verhandeln, so lohnt es sich wohl, daß der J. B. als Beschützer der bürgerlichen Interessen Stellung dazu nähme. — Das Verhältnis zwischen Lehrern und Bürgern war allgemein gut, und mag jetzt das Vorgehen beider Gruppen darauf gerichtet sein, den entstandenen Spalt zu überbrücken und wieder ein freundliches und freudliches Einvernehmen, im Interesse der zu schulenden Kinderjahre, herbeizuführen.

Recht ist Ihnen zwar wie drüben, Aber danach sollst du trachten: Eigene Rechte mild zu üben, Fremde Rechte streng zu achten! J. B.

Rachschrift der Redaktion. — Wie wir erfahren, hat der J. B. über den „unliebsamen Vorfall“ bisher keinerlei offizielle Mitteilung, von welcher Seite es auch sein möchte, erhalten, und sieht daher auch nicht die Notwendigkeit ein, sich in diese Angelegenheit einzumischen.

Für die in obiger Zuschrift, enthaltenen Bortworte an die Lehrerschaft lehnen wir jede Verantwortung ab, da die ausschließliche Sache des Einsehens sind. Wir haben diese Zuschrift lediglich als private Meinungsäußerung wiedergegeben, in der Voraussetzung, daß solche zur Klärung der Frage und zur Beruhigung der Gemüter beitragen dürfte.

Ge regt sich!

Vor zwei Wochen ist in der „R. B.“ ein Aufsatz über den sittlichen Rückgang unserer transkaukasischen Deutschen erschienen. In ihm wurde zugleich auf die Notwendigkeit, die bringende Notwendigkeit hingewiesen, verschiedene Vereine ins Leben zu rufen, die die Aufmerksamkeit unserer Deutschen auf etwas Höheres, Geistiges hinlenkten. So manches aufgeborene Gesicht mit firezem Blick, so manche ganz verächtlich rot oder bläulich schimmernde Nase weist nur zu deutlich darauf hin, daß nicht jedermann Entschlossenheit und Mäßigkeit zu beobachten geneigt ist. — So manche Kinderstirn, voll von Sorgen und Falten, mit scharf hervortretenden Stirnmuskeln, beweist es klar und deutlich, „Die Sünden der Väter, betingend sich an den Kindern.“ Alle Lehrer können es bezweigen, daß fast in jeder Klasse einige solcher unglücklichen Kinder sitzen, unfähig dem Vortrag des Lehrers zu folgen. Unglückliche Kinder, die in ihrer frühesten Jugend für fremde Schuld büßen müssen! Darum, Ihr Eltern, wenn Ihr schon selbst nicht ohne geistige Getränke auskommen könnt und wollt, so verschafft damit doch wenigstens Eure Kinder in ihrer zartesten Jugend! Das ist allgemeinen zu viel getrunken wird, wird wohl laun: jenseit leugnen — das ist Lausache. Aber Tatsache ist es auch, daß sich in den letzten Monaten ein gefäßes Leben in unsern Kolonien zeigt, wie man es vordem kaum bemerken konnte: Aufführungen von Theaterstücken, Lesende, Singkuren, Bläserorchester, Streichmusik usw. sind in der meisten Kolonien im Entstehen begriffen. Hat z. B. Helenendorf nicht seinen Verein, der eine rege Tätigkeit entfaltet? Gata-Katharinenfeld außer seinem Bildungsverein nicht noch einen Jünglingsverein? — Man wird mir entgegen, daß solches bloß in größeren Dörfern der Fall sei. Nicht doch! Ich will gar nicht bei Kolonien, wie Annenfeld, Georgsfeld, Mariensfeld stehen bleiben, denn das sind ja „langst bekannte Dorfplätze und können sich so etwas schon erlauben“; aber es regt sich auch in den kleineren Dörfern, wie z. B. in Grünfeld, Klergenka, Eisenfeld u. a. und wie eifrig arbeitet da die Jugend, wenn es gilt, ein Stück für die Bühne einzubringen! Wie fleißig werden die Lebendigen besucht!

Nein, über Geisteslosigkeit kann man durchaus nicht klagen! Mir ist sogar ein Fall bekannt, wo sich der Lehrer dagegen gerührt hatte, daß Wein in den Schulsaal, in dem vorgelesen wurde, gebracht würde; dafür aber stand draußen im Gang ein Eimer mit Wein, doch was geschah? Der Vortrag war so interessant, daß kein Mensch an den Wein gedacht hat! Ja, Herr A. S. hat recht, wenn er behauptet, daß man die Menschen, vor sittlichem Rückgang zu bewahren kann, wenn man ihnen geistige Nahrung bietet!

Nützig also jeder ein Werk, der mitarbeiten will an der geistigen und sittlichen Vervollkommenheit seiner Stammesgenossen! Und wenn der Anfang auch schwierig sein sollte: Fleißig gewagt, ist halb gewonnen! Jeder, dem ernstlich daran gelegen ist, wird Mitarbeiter finden, und die Arbeit wird dann sicher blühen und gedeihen.

Tiflis, 18. 3. 20. G. S. Chaa.

Briefkasten der Redaktion.

Herrn Joseph Alimendjergin in Katharinenfeld. — Ihre Zuschrift vom 8. d. Mts. ist durch die in dieser Nummer zum Abdruck gelangte Zuschrift von J. A. inhaltlich größtenteils überholt worden. Einzelheiten, die Sie anführen, konnten als Ergänzung der letzteren dienen, doch hält das Red. Komitee ein allzu genaues Eingehen auf die in beiden Zuschriften betregte Materie nicht für zweckentsprechend, und laßt Ihre Zuschrift deshalb nicht veröffentlicht werden.

Verantwortlicher für die Redaktion des Red. Komitee.

Bei Gebrauch eines Separators (Buttermaschine) erhält man mehr und bessere Butter. Man spart Arbeit und Zeit, darum kaufe man einen der berühmten Separatoren

„LACTA“ № 1 oder „MILKA“ № 3.

Muster und Verkauf bei W. EROSCHEW, TIFLIS, Loris-Melikowskaja № 5, und bei J. MELIK-BACHTAMJAN, TIFLIS, Ganowskaja № 3/5, Quart. 7. 5-5